

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 129.

Donnerstag, 21. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(18. Fortsetzung.)

22

London fieberte seit Tagen, Wimbledon glich einem Ameisenhaufen. Von allen Teilen der Welt waren die besten Spieler eingetroffen, um sich miteinander zu messen. Einige trainierten schon seit Wochen, andere waren gerade der Bahn entstieg, um sich sofort in Dreh zu werfen und Plätze und Bälle zu erproben. Von Stunde zu Stunde mehrte sich die Schar, und die Turnierleitung, an ihrer Spitze Mister Showler, hatte alle Hände voll zu tun, um die Auslosung so durchzuführen, daß keine Kollisionen entstanden. Die Plätze waren in bester Verfassung, wie sich das in Wimbledon ganz von selbst versteht, die Restaurationen auf einen Massenbesuch eingerichtet. Am Centre-Court hatte man durch Erhöhungen so viel neue Sitzplätze angebracht, daß jetzt bequem 25 000 Zuschauer eingelassen werden konnten.

Die Erregung unter den Spielern war ungeheuer, doch nicht so groß wie unter dem jeweiligen Anhang. Überall hatten sich Gruppen und Abteilungen gebildet. Die Amerikaner waren fast immer unter sich, sie waren aller „Feind“. Seit sechs Jahren hatte stets ein Yankee die Meisterschaft von Wimbledon übers Meer entführt, und auch diesmal gab man den Amerikanern die größten Aussichten, besonders im Doppel, aber auch im Einzelspiel. Unklar war man sich über die Nervenkraft des Inders Chaima, dessen Spiel allgemein bewundert wurde. Denn Nerven kostete so ein Kampf in erster Linie, und das unbewegliche Gesicht des dunkelhäutigen Riesen ließ nicht erkennen, ob er beim Spiel irgendwelche inneren Kämpfe durchzumachen habe.

Gefürchtet war natürlich Cool, aber der hatte ja gestrichen, um im Doppel frisch zu sein, mit Domscheid rechnete man nicht so sehr. Er konnte unendlich viel, doch hatte er gegen Craig in Monte Carlo so schnell die Nerven und Laune verloren, daß er hier als Außenseiter gelten konnte. In Homburg war er gegen Chaima gar nicht angetreten.

In allen anderen Turnieren der Welt haben die „Kanonen“ an den ersten Tagen Ruhe, sich zwischen den einzelnen Spielen etwas auszuruhen. In Wimbledon ist das anders. Da ist die Befegung so stark, daß jeder Kampf ein schweres Ringen darstellt. Und eine Niederlage ist nie wieder gutzumachen. In den Rabinen herrschte ein unheimlicher Bettrieb, es war ein ewiges Kommen und Gehen. Schläger wurden zum letzten, zum allerletzten Male geprüft, Schuhe nachgesehen, Arme und Beine massiert. Manche Spieler lagen in den Stühlen, wollten sich ausruhen, mußten sich immer wieder aufrichten, die Nerven ließen keine Ruhe mehr zu, sie waren zum Zerspringen gespannt.

Man begrüßte sich.

„Hoffentlich spielen Sie sich rasch ein!“

„Wir treffen nachher aufeinander.“

„Allerdings. Wenn ich vorher gewinne.“

Der einzige, der wirklich fidel und guter Dinge war, und dem man nichts anmerkte, war Bill. Er lief hin und her, trieb die Balljungen an, verhandelte mit der Turnierleitung, machte gute und schlechte Witze.

(Nachdruck verboten.)

Ab und zu kam er zu Eliza, die er irgendwo untergebracht hatte, und die für ihren Bruder fieberte.

„Nach dir keine Sorgen, Rind. Stefan ist so groß in Form.“

Und er zeigte mit der Hand hoch hinauf in die Luft. „Wangenheim“, rief er dazwischen, „wollen wir wetten? Hundert Pfund auf Domscheid?“

Doch Wangenheim winkte ab, er hatte andere Sorgen.

Am letzten Tage vor den ersten Runden hatte Gladys Stefan vor seinem Hotel im Wagen abgeholt, um ihn aufs Land zu entführen.

„Ich werde steuern, und du wirst ganz still neben mir sitzen. Das wird dir gut tun. Du brauchst Ruhe und etwas Abwechslung nach dem anstrengenden Training“, sagte sie und kurbelte los.

Sie hatte recht. Diese Fahrt tat ihm gut, er fühlte sich so glücklich und froh neben dieser wundervollen Frau, die er mehr liebte als je eine andere, mehr als sich selbst, als sein Leben, für die er alles getan hätte, alles tun wollte und alles tun würde.

Gladys fuhr nicht schnell, aber sehr sicher. Die Lust spielte mit ihren schönen hellen Haaren, daß Stefan sich oft versucht fühlte, mit der Hand ihren Kopf zu streicheln.

„Du“, sagte er, „du.“

Weiter nichts. Sie sah ihn nur lächelnd von der Seite an und war glücklich wie er. Mittags aßen sie in einem kleinen Restaurant in Windsor an der Themse, wo sie kein Mensch kannte. Nachmittags tranken sie in Kingston Kaffee und waren in den ersten Abendstunden wieder zurück, da Stefan früh schlafen gehen mußte.

„Hab' Dank, du“, sagte er, als er ausstieg, „für diesen Tag. Er war der schönste, den ich bisher an deiner Seite erlebte. Ich wünschte, es folgten noch viele nach.“

„Warum nicht?“, lachte sie, „wenn du sehr alt wirst!“

An dem Tag, an dem feststand, daß der Deutsche Stefan Domscheid und der Indier Chaima sich für das Endspiel im Herreneinzel qualifiziert hatten, bekam Rabinowitsch einen Brief mit sieben Siegeln und einem Begleitschreiben. Aus diesem ging hervor, daß der Brief eigentlich kein Brief, sondern eine Art Paket sei mit einem wertvollen Inhalt. Das Schreiben enthielt genaue Angaben, Weisungen und Erklärungen, auch darüber, wem das Paket auszuhändigen sei.

Der Brief war in Hamburg aufgegeben, als Absender fungierte Prinz Tarasi. Rabinowitsch verschloß das Paket sorgsam in seinem Schreibtisch, entschloß sich aber spät am Abend, es lieber dem Tresor des Hotels anzuvertrauen, und deponierte es daher in der Stahlkammer.

Strahlender Sonnenschein empfing am nächsten Morgen alle Frühaufsteher, herrliches Wetter herrschte den ganzen Tag. Das mußte ein Endkampf werden, und es wurde einer! Die Zeitungen kümmerten sich um die Politik überhaupt nicht, die ganzen ersten Seiten

waren bedeckt mit Bildern aus Wimbledon, mit der Vorschau für das letzte Spiel, mit tausend anderen Dingen vom weißen Sport und grünen Rasen. Vom Lande rollten aus weiter Ferne die Autos heran mit Sportenthusiasten, und was sich in London dazu rechnete, bildete ein wildgewordenes schwarzes Heer, das von morgens 9 Uhr an vor den Eingängen zum Stadion sich gelagert hatte, um die letzten, im Vorverkauf nicht abgesetzten Plätze zu ergattern. Allen Teilnehmern des Turniers sowie allen früheren Größen des Tennissports waren Sitze eingeräumt worden. — Alle in London lebenden Inder, Perser, Türken, Araber, Chinesen, Japaner hatten für diesen Tag eine Gemeinschaft gebildet und schickten ein starkes Korps auf die Tribüne, um mittels gemeinsamen Geschreis Chaima zu unterstützen, dem sie sich als Nichteuropäer und Farbige irgendwie verbunden und weisensverwandt fühlten. Bei den anderen hieß die Parole natürlich: „Der Weiße muß siegen!“ Und obwohl keiner etwas dazu tun konnte, obwohl Domscheid letzten Endes ganz allein auf sich selber angewiesen war, stärkte das Bewußtsein, die Zuschauer hinter sich zu haben, doch seine Stellung. — Später zeigte sich, daß es falsch ist, mit allzuviel Hoffnungen in einen Kampf zu gehen. — „Du bist mir nicht böse, Gladys, daß ich mich in den letzten Tagen nicht viel um dich kümmern konnte?“ — „Aber Stefan, wo denkst du hin? Ich weiß doch, daß du jetzt andere Dinge im Auge hast. Auch ich habe ja in diesen Tagen weniger an dich gedacht, als ...“ — „Als ...“ — „Als an deinen Sieg, du Dummer!“ — Bill hatte inzwischen alles für den Kampf vorbereitet, die Schläger sortiert, das Eiswasser temperieren lassen, mehrere Handtücher unter den Arm genommen. — „Komm“, sagte er kurz, „laß die Frauen jetzt, es ist Zeit, daß der Inder endlich sieht, wen er vor sich hat.“ — Davon merkte Chaima allerdings zuerst nichts viel. Als der Schiedsrichter die Herren gefragt hatte, ob sie fertig seien, herrschte lautlose Stille ringsumher, dann sagte der Mann auf dem Stuhl: „Bitte“, und das große Spiel begann. — Der Brauer war sofort in Schwung, er schnitt die Aufschlagbälle, die ungemein schnell und niedrig kamen, bis zur Bewußtlosigkeit an und setzte jeden Ball irgendwo anders hin, so daß Stefan sich erst im Laufe des Spiels daran gewöhnen konnte.

„Was ist los?“, war alles, was Gladys hervorbringen konnte, als der Inder den ersten Satz 6:0 gewonnen hatte.

„Abwarten! Kommt noch“, sagte Bill und starrte unentwegt auf den Platz. — Auch seine Hände begannen etwas kühl zu werden. Ein Kind mußte ja sehen, daß Stefan noch nie so miserabel gespielt hatte. Der Inder fühlte seine Chance kommen und nützte sie aus, er spielte kühl und ruhig, aber sehr schnell und hart, verhinderte ein Vorgehen des Gegners ans Netz und hatte im Handumdrehen auch den zweiten Satz 6:1 an sich gebracht.

(Schluß folgt.)

Würfelspiel

Um Wirtshäustische sitzen Männer-Runden. Es treiben durch die Hände Würfelbecher. Ein jeder Wurf ist Schicksal für die Zecher. Im Zahlenbild, das sich im Fall gefunden.

Mit rauen Händen planlos hingeworfen. Enthüllt befreit das flinke Würfelpaar. Was noch im Becher Ungewissheit war, Misachtend manchen Wunsch, geheim entworfen. —

Was da die Zecher mit den Würfeln treiben, Das werden wir auf unser Leben an: Wir treiben, spielen, würfeln ohne Plan — Und wundern uns, wenn wir selbst Würfel bleiben.

Ja, Würfel sind wir alle hier auf Erden, Leicht hingestreut von den Titanenhänden Des Weltengistes. Ohne daß wir's wenden, Wird einst das Spiel mit uns beendet werden!

Wilhelm Neureuther.

Die abgebrochene Spitze.

Von Emil Gail.

Bei Raumanns wurde, wie alljährlich, der Geburtstag der Frau des Hauses festlich begangen. Es ging hoch her; denn Raumanns waren sehr wohlhabende Leute und liebten es, zu zeigen, daß sie was konnten. Sämtliche Honoratioren der kleinen Stadt waren geladen, und draußen vor den Fenstern, deren Vorhänge absichtlich nicht zugezogen waren, standen diejenigen, die ihrer gesellschaftlichen Stellung nach, nicht zu ihnen gehörten und schauten neidisch zu. Eine riesengroße Tafel war gedeckt, über die der Kronleuchter wohlvollend sein Licht ergoß und all die fröhlichen, latten und zufriedenen Gesichter beleuchtete. Die beiden, für den heutigen Tag aus dem größten Gasthof der Stadt gemieteten Kellner, liefen geschäftig hin und her, und die Däste der Speisen erfüllten angenehm die Zimmer.

Der Hausherr hatte sich eben für einen an die Adresse seiner Frau gerichteten Trinkspruch gerührt bedankt. Dabei war ihm ein paarmal vorgekommen, als schwante alles um ihn her. Er hatte wohl etwas zu viel getrunken, und es wäre gut, wenn er für ein Weilschen aufstand und in ein anderes Zimmer ging.

Er entschuldigte sich bei seiner Nachbarin und begab sich in den Korridor hinaus. Hier war es ruhig und nicht so warm. Die Tür eines kleinen Raumes, der neben der Küche lag, stand offen, und drinnen hantierte Fräulein Meta, die hübsche Stütze. Sie war damit beschäftigt, die Torten, das Obst, und alles sonstige für den Nachschick herzurichten.

„Ich muß mal ein Glas Wasser trinken“, dachte Herr Raumann und trat ein. Fräulein Meta reichte ihm dienstfertig das Gewünschte. Als er das Glas zurückgab, sah er, daß sie rotgeweinete Augen hatte.

„Nanu, liebes Fräulein“, fragte er wohlvollend, „mir scheint gar, Sie haben geweint — am heutigen Tage? Wo fehlt es denn — etwa Liebeskummer?“

Fräulein Meta schüttelte hastig und fast verächtlich den Kopf.

„Ach Gott — meine Mutter hat mir geschrieben, mein Bruder ist schwer erkrankt, und es geht ihr überhaupt sehr schlecht. Die Zeiten sind so furchtbar schwer ...“ Sie wischte sich die Augen.

Davon hatte Herr Raumann bis jetzt freilich nichts gemerkt. Man las wohl mal in den Zeitungen darüber, aber einem selber ging es — Gott sei Dank! — gut. Jetzt stimmte ihn das fast verlegen. Er trat an das Fräulein heran und legte ihr väterlich — wirklich, nur ganz väterlich — den Arm um die Schultern.

„Es wird schon nicht so schlimm werden“, tröstete er, „Ihrem Bruder wird es sicher auch bald wieder besser gehen, und was die Zeiten betrifft — ja, da muß man durchhalten, wir müssen alle durchhalten, das wird auch wohl wieder besser.“

„Hallo — also hier steckst du, alter Sander!“ rief sich plötzlich hinter seinem Rücken eine Stimme vernehmen, und sein Better, der Rat Hoffer, steckte den Kopf lachend durch die Türpalte. „Schleicht er da heimlich von uns fort und umarmt hier das hübsche Fräulein. Warte mal, das sage ich deiner Frau!“

Fräulein Meta war feuerrot geworden, und Herr Raumann ließ erschrocken die Hand von ihrer Schulter sinken.

„Hier ist von keiner Umarmung die Rede“, erwiderte er hastig. „Fräulein Meta weinte, weil ihr Bruder krank ist, und wollte ich sie nur ein wenig trösten ...“

„Das kennt man schon, du alter Schwerenöter!“ Lachend verließ der Rat wieder.

Bestimmt betrat der Hausherr nach einer Weile das Esszimmer. Welcher Unstern mußte nun gerade seinen Better zum Zeugen des harmlosen kleinen Vorsfalls werden lassen. Er würde jetzt allen erzählen, was er gesehen hatte, und es gab einen großen Klatzsch. Aber warte nur, man war auch nicht so dumm, und würde schon vorbeugen!

Die Tafel wurde aufgehoben, und die Gäste gruppieren sich hier und da in den Zimmern. Herr Raumann sah seinen Better neben der Frau Rechtsanwält Berg stehen und ihr etwas erzählen, worüber die Dame zuerst sehr erstaunt tat. Dann lachten beide, und Herrn Raumann schien es, als blickten sie zu ihm hin. „Er hat ihr die Geschichte erzählt“, dachte er wütend. „Den Hals könnte ich ihm umdrehen, dem Kerl! Aber warte nur, er soll noch als alberner Verleumder dastehen!“

Nach einer Weile verschwand Hoffer im Nebenzimmer und zu Berg gesellten sich einige andere Herren und Damen. Auch der Hausherr trat hinzu. Er hörte, daß vom Spiritismus gesprochen wurde. Als eine Pause eintrat, räusperte er sich.

„Nicht nur die Spiritisten, auch andere Leute sehen Geister, selbst bei hellem Lichte“, sagte er. Und als man sich nach ihm umwandte, begann er zu erzählen, wie er Fräulein Meta nur habe trösten wollen, als Hoffer dazu gekommen wäre, und so weiter. Man hörte ihn lächelnd an, und er trennte sich befriedigt von dieser Gästegruppe, um sich einer anderen zuzugesellen.

Nach kurzer Zeit kamen fast alle Gäste die Geschichte von Fräulein Meta. Herr Raumann rieb sich im Geiste die Hände. „Jetzt habe ich der Sache die Spitze abgebrochen“, frohlodte er. „Nun mag Hoffer reden, was er will!“ —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Am Montag begab sich Herr Raumann wieder zeitig in sein Geschäft.

Nach wenigen Schritten schon begegnete ihm eine Verwandte, ein ältliches Fräulein, das wegen heftiger Migräne am Sonnabend hatte ablagern lassen. Er begrüßte sie und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Sie dankte, und sah ihn mit sonderbarem Blick und verkniffenem Munde an.

„Weißt du, —“ sagte sie gedehnt, mich geht es ja nichts an, aber — die ganze Stadt spricht von dir und von deiner Liebhaft mit Fräulein Meta. Man hat am Geburtstag deiner Frau gesehen, wie du sie umarmst und geküßt hast.“

Herr Raumann wurde feuerrot und beeilte sich, die Sache richtig zu stellen. Die Dame hörte zu mit einem Gesichte, dem er anjah, daß sie ihm nicht glaubte, und reichte ihm zum Abschied taum die Fingerspitzen.

Herr Raumann war sehr ärgerlich, als er fünf Minuten später die Treppe zur Wohnung seiner verheirateten Tochter hinaufstieg, der er einen Auftrag seiner Frau ausrichten sollte.

Die junge Frau empfing ihn freundlich, aber doch nicht so liebevoll wie sonst.

„Verzeih' Papa“, sagte sie, als er gehen wollte, „ich muß dich noch etwas fragen ... Was ist das für eine Geschichte mit Fräulein Meta? Die ganze Stadt spricht davon ...“

Herr Raumann stampfte vor Wut auf, als er die Wahrheit aufs neue zum Besten gab und auch hier sah, daß ihm nicht Glauben geschenkt wurde.

Im Geschäft stellte ihn sein Schwager, der zugleich sein Sozinus war, ebenfalls stinrunzelnd zur Rede. Herr Raumann war nahe daran, einen Schlaganfall zu bekommen. Diesmal brachte er nichts zur Entschuldigung vor, sondern schrie seinen Schwager an, der ebenfalls heftig wurde und ihn einen alten Säufer und Heuchler nannte.

Innerlich noch tosend begab sich Herr Raumann früher als gewöhnlich nach Hause. Bald darauf kam auch seine Frau, die einen Gang gemacht hatte. Sie nahm sich nicht die Zeit, Hut und Mantel abzulegen, sondern betrat sofort sein Zimmer, wo er sinker am Schreibtisch saß.

„Na, sage mal“, begann sie, hochrot im Gesicht, „was ich mir habe von dir erzählen lassen müssen und von Fräulein Meta! Die Person muß natürlich sofort aus dem Hause!“ Ein Schwall weiterer Vorwürfe folgte, auf die Herr Raumann heftig antwortete. Es entstand ein großer Lärm. — Bei Tisch saß die Frau des Hauses mit einem Gesichte da, wie die Göttin der Strafen und Gerechtigkeit, nur ohne Binde, Fräulein Metas Augen waren noch verweint, wie am Sonnabend, und der Hausherr blickte ingrimmig vor sich hin. Geessen wurde fast nichts.

Herr Raumann verzichtete auf sein Mittagsschlafchen, zog sich an und begab sich zu Hoffer. Er war in einer Stimmung, daß er ihn am liebsten auf Pistolen gefordert hätte.

Der Rat hörte seine heftigen Vorwürfe ruhig an und legte ihm dann die Hand begütigend auf die Schulter.

„Lieber Vetter“, erwiderte er, „beruhige dich. Deine Erregung will ich dir nicht übel nehmen. Ich sage nur eines: Mein Ehrenwort, ich habe nicht eine Silbe über diese Sache verloren. Erstens traue ich dir nichts deraartiges zu und scherzte nur, und — weißt du — unter uns Männern — auch im anderen Falle hätte ich geschwiegen.“

Raumann blickte ihn verblüfft an. Dem Rat sah man das gute Gewissen an, an seinen Worten war nicht zu zweifeln. Kopfschüttelnd lehnte Herr Raumann wieder nach Hause zurück.

„Ich begreife nicht, ich begreife nicht“, murmelte er vor sich hin, „wer ist es denn nur bloß gewesen, der diese abscheuliche Klatscherei aufgebracht hat? — Ja — wer? — — —“

Perfisches Frauenleben.

Mirja Cassim.

Persien hat sich erst in der jüngsten Zeit entschlossen, etwas europäische Kultur aufzunehmen, d. h. die alten Sitten und Gebräuche will man noch beibehalten. Von letzterem Umstand wird vor allem die persische Frau betroffen. —

Mit dem achten Lebensjahre erhält die junge Perserin den schwarzen Tschador — Schleier, heute noch ein Freudentag für das Mädchen und für die Eltern. Wohnt man in einer größeren Stadt und sind die Eltern etwas modern eingestellt, so darf die nunmehr erwachsene Tochter eine Schule besuchen. Der Schulgang wirkt nach europäischen Begriffen pompös, zumeist wird dazu die hier übliche zweifelhafte Droschke, bespannt mit Reiz zwei Pferden, benutzt, neben dem Droschketschi — Kutscher sitzt dann noch ein Diener, der seiner jungen Herrin die Schultasche von der Droschke bis zur Klaffentür tragen muß, eine Aufgabe, die ihm eine große Ehre bedeutet. Man muß feststellen, daß die einigermaßen intelligente Perserin einen wahren Bildungshunger hat, der jedoch leider von der älteren Generation zumeist unterdrückt wird. So unfrei die Perserin ist, so frei ist der Perser. Seine Frau oder Frauen läßt er zuhause, er geht spazieren, ins Tee-

haus usw. — Ganz schlaue Männer beauftragen vor ihrem Ausgang den Diener, auf die Frau aufzupassen. Die Frauen sind aber auch in Persien schlauer als die Männer, sie geben einfach dem Diener ein Trinkgeld, dann schweigt er bis in den Tod. So amüsiert man sich dann auf eigene Faust und bewacht seinen Mann, indem man ihn verfolgt. Vor einigen Tagen las ich in einer persischen Zeitung folgenden hübschen Aufsatz, der veinlicher-weise genaue Namensnennungen aufwies: Leutnant „X“ wollte eben sein Haus verlassen, als seine Frau ihn bat, ihr 5 Toman zu geben. „X“ gab jedoch vor, kein Geld zu haben und ging fort. Seine Frau, mißtrauisch und ärgerlich, zog andere Schuhe und Strümpfe an, nahm den Schleier und ging hinter dem Mann her. Dieser nahm ein Taxi-Auto und fuhr nach Chab-El-A-Sim, einem Vorort von Teheran, gleichzeitig ein sehr heiliger Ort und auch ein solcher Ort, wo man sich 'mal „amüsieren“ kann. Seine Frau fuhr hinterher. Chanoum Fatme war jetzt klar, was los war. Am Ziel angelangt, stolzierte Leutnant „X“ auf eine bestimmte Gegend los, Chanoum Fatme auch. Bald begann er zu flirten mit einer vermunnten ungelannten Schönen auf der anderen Straßenseite; das war zu viel für Chanoum Fatme, sie warf sich in Positur, ging an ihrem ungetreuen Gemahl vorbei, ihn leise aber verständlich berührend. Siegesbewußt betrat sie einen der vielen heiligen Gärten, diesmal er hinterher. In einer stillen Ede traf man sich. „10 Toman“ sollte der Preis sein, ohne Handeln, sie zeigte die Zahl mit ihrer Hand, an der seit 10 Minuten ein riesengroßer Diamantenring von weniger großem Werte prangte. Vorauszahlung ist hier nichts besonderes, und siehe da, „X“ entfaltete seiner Brieftasche zwei schöne, funkel-nagelneue Fünf-Tomanscheine. Kurz darauf platzte die Bombe. Chanoum Fatme gab ihrem Gemahl zwei schallende Ohrfeigen, sagte einige freundliche Worte, in deren Bestätigung sie noch kräftig auf den Boden spuckte und verschwand. So kam die Sache ans Tageslicht, da nun Leutnant „X“ 'mal leider eine bekannte Persönlichkeit ist. — In vorstehendem Falle hat nun einmal die Frau gesiegt, im allgemeinen jedoch ist die Frau hierzulande eine große Null, in der Gesellschaft existiert sie überhaupt nicht, zudem ist es gegen die Sitten verstoßend, in einer Gesellschaft von seiner Frau zu sprechen. Trotz der Unmenge von persischen Höf-lichteitsreden (man bezeichnet das persische Volk als das höflichste der Welt) vergißt man dabei die Frau. Man fragt: „Wie gehts Ihrem Hause?“, sich nach dem Befinden einer Frau zu erkundigen, würde eine grobe Taktlosigkeit bedeuten. Kürzlich war ich in einem vornehmen persischen Hause zu Gaste geladen. Mein persischer Freund holte mich ab. Am Tore klopfen wir mittels eines „Anoders“, worauf ein Diener öffnete. Gemäß der persischen Sitte kam uns der Sohn des Hauses schon von weitem mit ausgestreckten Händen entgegen. Dann klatschte er in die Hände, ein Zeichen, daß sich die Frauen in das „Anderun“ zurück-zuziehen haben, da Fremdenbesuch kommt. Der parkartige Garten ist wohlgepflegt, eine Cypressenallee, rechts Blumenbeete, in der Mitte ein Springbrunnen. Der Empfangsalon ist mit prächtigen Teppichen belegt und behängt, ein Tisch ist darin nicht, bequeme Sesselfühle nach amerikanischem Muster stehen der Wand entlang. In diesen nahmen wir Platz. Die einzigen weiblichen Wesen, die ich zu sehen bekam, waren die Dienerinnen. Die alten Dienerinnen verschleichen ihr Gesicht vollkommen, die jüngeren sind etwas dreister und lassen den Tschador zeitweise „unabsicht-lich“ ausfallen, so daß man das Gesicht und eine bunte etwas reichlich ausgeschnittene Bluse wahrnehmen kann. Nach einer viertel Stunde waren die Höflichkeitsreden beendet und wir sprachen von dem europäischen Geist in Persien, von den hiesigen Sitten und Gebräuchen und ich konnte so recht feststellen, daß mein Gastgeber, gleichwohl er viele Jahre in England, Deutsch-land und in Frankreich verbracht hatte, durchaus nicht mit der vollkommenen Europäisierung seines Landes einverstanden ist. Da er die europäischen Gepflogenheiten kennt, so wagte ich es auch, die Frauenfrage zu berühren. Die Reden Ali-Ahans waren umständlich und geheimnisvoll, jedenfalls entnahm ich daraus, daß er die Bildung als solche der persischen Frau befürwortete — seine Kinder besuchen die hiesige amerikanische und deutsche Schule —, jedoch war er für die Rechtslosigkeit der Frau und vor allem gegen die Entschleierung! — Er begründete seine Ansicht mit den hiesigen Sitten und damit verbunden mit der Lebensweise und den besonderen Charaktereigenschaften des persischen Volkes. Alle Punkte waren mir zwar nicht einleuchtend, jedoch kann ich gut verstehen, daß man aus einem schönen langen Traum nicht gar zu jäh aufgeweckt werden will. — Wir tranken unseren Tschai-Tee und machten dann noch einen Rundgang im „Birin“, dem Haus, das den Männern gehört. Die Einrichtung ist orien-talisch-europäisch, persischer Geschmack natürlich vorwiegend. Der Rassetyp ist in den verschiedenen Gegenden Persiens grundverschieden. Im Süden finden wir Menschen kleinen Wuchses, Hautfarbe braun bis braunschwarz, im Norden zeigt das Äußere durchaus europäisches Gepräge. Die Frauen haben eine zartweiße Haut, dunkle Augen und schwarzes Haar, in der Nähe von Kerman findet man auch blonde Frauen mit blauen Augen. Die Durchschnittsverkörperung ist hübsch, von guter voll-schlanker Figur. —

Die Ocarina.

Anekdoten von Eilsh Baronin von Guattieri.

Nein, keineswegs reiste Johann Sebastian Bach, wie es altväterliche Historie uns einreden will, mit der beschaulichen Ruhe des würdigen Alters und der wohligen Vorfreude einer sicheren Künstlerschaft oder gar „in dankbarer Folgschaft eines ehrenvollen Rufes“ aus seinem warmen, quilibendigen Leipziger Kantorsheim nach dem Schlosse Sanssouci des Königs Friedrich — nein: Bach hockte mit einem ehrlichen, biden, rundgeblähten Bohn in seiner süßen Postkutsche und murzte weiblich in sich hinein über diesen unsinnigen, gewalttätigen Befehl eines Nachhabers, der ihn durch Androhung einer Husaren-Gefolge über die sächsische Grenze nach Preußen holte, nur um sich für etliche Abendmühen eine genehme Abwechslung nach all den leichten Sarabanden und Arien zu verschaffen. Insbesondere mußte ja der alte Kantor ob solcher Zumutung ergrimmen, da er all sein Leben die Kunst einzig und allein dem Höchsten gewidmet hatte, nimmer aber guten Herzens sie der verrufen-freigeistigen Geselligkeit dieses Fürsten würde leihen können.

So fuhr er nun durch den grau verhangenen Abend einer widrigen Pflicht entgegen und sann unwillig darüber nach, wie er für seinen Sohn Emanuel, der im Orchester jenes Hofes bemerkt war, allen Schaden vermiede. Regen töpkelte auf das müde Lederdach und häubte kalt herein, so daß der Kantor sich sogleich an das offene Kaminfeuer begab, als der Postwagen an einem einsamen Gasthofe hielt, um erst in kommenden Fröhe mit gewechselten Pferden die Reise zu beenden.

Bach zog sich frohlockend den Manteltragen fest um die Schultern, starrte müde in die niederen Flammen ... Und horchte auf ... Aus dem Nebentraume, durch die Fugen der dünnen Lattenwand drangen die leisen, feinen Töne einer Ocarina, fast nur geflüsterte Flötenladungen, nun wehmütige Klagen, jetzt wieder sommerlich frohe Lieblein, deren Melodien aber zerdehnt wurden zu traumhaften Schlafgejängen.

Bach sah verwundert, gebannt auf und blickte unversehung in die tränenreichen Augen eines jungen Mannes, der neben ihm am Kamine sich fest an die Bretterwand lehnte und sichtbarlich mit jeder Faser seines Wesens jeden Laut in sich trant als ein Reich unsägliches Leides. Denn schon als Bach nur wenig und wortlos seine Hand mitleidig anrührte, fiel ihm jener mit einem Wehlaut zu Füßen und erklärte ihm mit Gebärden mehr denn mit seiner seltsamen, deutsch-italienischen Mischsprache, daß dort drinnen sein Kind auf den Tod trant läge und daß seine Frau die schweren Fieber mit all den Liebern, die das Kind so arg liebe, bekämpfe, seit vielen Stunden schon; und daß sie auf dem Heimweg nach Mailand seien, nachdem sie sich im Norden genug erspart durch Bauhandwerk und Steinmetzarbeit.

Durch die Bretter kamen die leinen, weichen Weisen, schwer von der Liebe und der mütterlichen Zuversicht, vermischt mit dem hellen Atem eines geschüttelten Körpers und den fahrigem Schlägen willenloser Händchen, die im Dunkel der Kammer und der Krankheit umhergriffen nach irgend welchem Lebenshaft. Und der Vater und Johann Sebastian Bach saßen Schulter an Schulter gepreßt und beteten stumm in sich hinein — jeder nach der Weise seiner Kirche, seines Landes, seiner Vorfahren.

Der Wirt, der Bach ein Bett zu weisen kam, blieb unbeachtet, das Nachtmahl unberührt. Die Töne nebenan wurden allgemach zarter, inniger, gleichsam süßlicher und himmlisch. Und als eben die Dämmerung eines klaren Morgens durch die Fenster tastete, verstummte die Ocarina in einem lang verschwebenden Gaud. Die Männer starrten sich an. Starten sich an aus qualzerfurchtem Antlitze.

Dann erhob sich Bach, öffnete sehr behutsam die Tür und sah die schlafende Mutter mit unschreiblichem Lächeln neben ihrem ruhigen, sichtlich der Gesundung entgegenatmenden Kinde liegen.

Tränen stürzten ihm nieder, als er den Freund dieser Nacht verließ. Im sonnenhellen Morgen, auf der Fahrt durch die feierliche Fröhe jedoch ward ihm als die Frucht der leidvollen Stunden offenbar, daß Kunst mehr ist als nur die Andacht zum Höchsten und Demut und Dank, nämlich auch Kampf und Heilskraft wider Unrast, Bohn, Leid und alle Gebrechen der Seele — daß somit dem Diener der edlen Musik aufgelegt sei, nicht allein dem Herrgott zu lobsingeln, sondern weit mehr dem Menschenbruder hilfreich beizustehen als ein würdiger Seelsorger des Armsten aus dem Volke wie des Königs, so sie der Tröstung verlangend sind in ihren verborgenen Nöten.

Sattfam bekannt ist, welche Ehre Johann Sebastian Bach in Sanssouci zuteil ward und mit welcher unvergleichlicher Kunst er das königliche Herz aus Menschlichkeit ergriff. Nicht überliefert hingegen ist das tiefe Erstaunen der preussischen Musiker über des Meisters Spiel, in dem sich um das königliche Fugen-Thema v-a-c-h selbst, mannigfache Anklänge aus dem Bollsgut altitalienischer Lieder rankten — vertraute liebe Gesänge von betörender, sehr weltlicher Freudigkeit.

Welt u. Wissen

Die gefährlichen Röntgenstrahlen. Die Röntgenverletzungen des bekannten Wiener Forschers Prof. Dolzknicht, die zur Abnahme seiner rechten Hand geführt haben, fügen einen neuen Märtyrer der langen Reihe von Gelehrten hinzu, die sich auf diesem neuen Gebiete der Forschung zum Segen der Menschheit geopfert haben. Bereits im Jahre 1913, als die Arbeit mit den Röntgenstrahlen noch in ihren Anfängen stand, hatte dieses Studium den Tod von zehn Ärzten und Gelehrten gefordert; seitdem ist diese Zahl außerordentlich angewachsen, und immer wieder hört man von den schweren Schädigungen, die bisweilen zum Tode der Forscher führen. Allerdings hat man jetzt viel bessere Schutzmaßnahmen ausgebildet als früher, und diejenigen, die mit dieser Naturkraft sich beschäftigen müssen, sind nicht mehr hilflos ihren heimtückischen Angriffen ausgeliefert. Wie überall im Leben Licht und Schatten notwendig miteinander verknüpft sind, so ist auch in die Röntgenstrahlen Segen und Unheil gelegt. Die Erkenntnis von den furchtbaren Verheerungen, die die neu entdeckten Strahlen im lebenden Gewebe anrichten, führte zu der Entdeckung, daß sie sich auch für Heilswende verwenden lassen, indem durch sie kranke Gewebe zerstört werden, und so kam man darauf, sie zur Bekämpfung des Krebses zu verwenden, wobei sie so großen Nutzen stiften. Den Schädigungen aber suchte man durch Bleischirme, mit Blei durchwirkte Handschuhe, Brillen aus bleihaltigem Glas usw. zu verhindern. Tragischerweise haben auch diese Schutzvorrichtungen zu Anfang Unheil angerichtet, ja, das Übel noch verstärkt. Die Schutzhandschuhe, die nur mit einer dünnen Bleischicht ausgekleidet waren, sammelten gerade dadurch die gesamte Strahlenmenge auf die Haut der Hände, die die Gelehrten in dem Gefühl der Sicherheit häufiger dem Strahlenregal aussetzten. Man hat daher zu besseren Maßnahmen greifen müssen, die sich dann als wirksam erwiesen haben. Die Verheerungen der Röntgenstrahlen sind deshalb so gefährlich, weil sie nicht sofort auftreten, sondern oft erst nach Jahren, und aus diesem Grunde manchmal nicht rechtzeitig beachtet werden. Das tragische Leiden beginnt meist mit winzigen kleinen Brandwunden, die nicht heilen wollen, sondern immer heftiger um sich greifen und schwere Hautentzündungen hervorrufen. Meist werden Hände und Unterarme bis zum Ellenbogen davon ergriffen, und manchmal bleibt die Amputation die einzige Rettung. Zu den kleineren Schädigungen, die sich aber auch recht unangenehm auswirken können, gehört der sog. Röntgenkater; er äußert sich in Mattigkeit und Kreuzschmerzen, vor allem aber in einer heftigen Übelkeit, die auch durch häufiges Erbrechen nicht beseitigt wird. Als diese Erscheinung zuerst auftrat, hielt man sie für eine Reaktion des Magens auf die Bestrahlung, aber da der „Kater“ sich auch bei bloßer Behandlung des Kopfes einstellte, bei der der Magen gar nicht in Mitleidenschaft gezogen war, suchte man sie durch giftige Gase zu erklären, die durch die elektrischen Entladungen hervorgerufen werden. Auch diese Deutung war aber nicht befriedigend, und so nimmt man heute an, daß durch die Röntgenstrahlen die Tätigkeit wichtiger Drüsen im Körper gehemmt wird, wodurch diese Beschwerden aufgelöst werden.

Neue Fabeln.

Ein alter Gaul monologisierte: „Wenn ich gestorben bin, muß ich geradeaus in den Himmel kommen! Denn ich bin zeitlebens geradeaus gelaufen, wie mein Kutscher es wollte, und ich habe zeitlebens geradeaus geschaut und ich habe nicht nach rechts und links herumgeäugelt! Ja, immer geradeaus, das war mein Weg!“

Er vergaß hinzuzufügen, der alte, tugendhafte Gaul, daß er zeitlebens Scheuklappen getragen hatte!

Eine Kerze, die schon ganz herabgebrannt und eben im Verlöschen war, befand sich neben einer jugendlichen Kerze, deren Flamme mit starkem Licht leuchtete.

„Warte nur“, sagte da die sterbende Kerze, „warte nur, bald schlägt auch für dich die Stunde, da du so verlässigst und verloschest wie ich!“

„Das Verlöschen und Verlöschen fürchte ich nicht“, antwortete die junge Kerze, „ich finde das naturgemäß! Aber ausgelöscht werden, ehe ich zu Ende gebraucht bin — das fürchte ich!“